Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Herausgegeben von **E. A. Roßmäßler.**

Wöchentlich 1 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter für vierteljährlich 15 Sgr. zu beziehen.

Inhalt: Moor und Moorbrennen. Von Hermann Meier in Emden. — Die Lianen. (Mit Abbildung.) — Die Vogelwelt im winterlichen Walde. Von Theodor Holland. — Kleinere Mittheilungen.

No. 43. **1860.**

Moor und Moorbrennen.

Von Hermann Meier in Emden.

In den Monaten Mai und Juni geschieht es nicht selten, daß sich unser blauer Himmel mit einem schmutzig gelben Nebel bedeckt, der bald die Luft so sehr erfüllt, daß wir nur einigermaßen entfernte Gegenstände kaum zu unterscheiden vermögen, während die Sonne erst zitronengelb, dann mehr orange, ferner blutroth, endlich violett sich zeigt, beim Zunehmen des Nebels aber dem Auge ganz entschwindet. Auch die gelbliche Luft, in welcher die Gegenstände eingehüllt zu sein scheinen, und ihre durch den Kontrast bläulichen Schatten bezeugen, daß die durch den Schleier dringenden Sonnenstrahlen eine Veränderung erlitten haben. Es ist dies kein gewöhnlicher aus Wasserdampf gebildeter Nebel, denn dieser verändert die Farbe der Gegenstände nicht, und wollte man dieses noch bezweifeln, so läßt der eigenthümliche Geruch bald genug diesen Nebel als Rauch erkennen.

Woher aber diese gewaltige Rauchmasse (nach Fink in 25 Moorrauchtagen 73 Mill. Pfd.), welche in demselben Augenblick ausgedehnte Landstrecken bedeckt und oft die herrlichsten Tage der schönsten Jahreszeit verdirbt?

Darüber haben lange die seltsamsten Meinungen geherrscht, und unsre deutschen Professoren, die häufig in ganz einfachen Sachen vor lauter Bäumen den Wald nicht finden können, haben in dieser Beziehung die absurdesten Erklärungen gegeben und Hypothesen aufgestellt, die rein lächerlich sind. So heißt es z. B. in der leider sehr bekannten Schrift des Dr. Zimmermann, „der Erdball und seine Naturwunder", der Landrauch, Sommerrauch, Heerrauch, Heiderauch, Sonnenrauch oder Höhenrauch verdanke seinen Ursprung einem amerikanischen Prairiebrand. Das ist allerdings „weither" aber — „nicht weit her". Auch auf der Versammlung der Naturforscher zu Wien 1856 sprachen sich verschiedene Gelehrte dahin aus, daß dieses Phänomen bislang unerklärlich sei, ja im Jahre 1858 stellte Alexander Müller in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm die Behauptung auf, die Ursache des Höhenrauchs sei darin zu finden, daß die Luft durch „Lufttröpfchen", das sind veränderte Theilchen der atmosphärischen Luft, trübe geworden, diese Lufttröpfchen brächen das Licht anders, als die umgebende Luft, wobei er sich auf die scheinbar zitternden Bewegungen beruft, die man wahrnimmt, wenn erwärmte Luft sich bei ihrer Aufsteigung mit kälterer vermischt. Diese Ansicht steht auf gleicher Stufe mit einer andern vom Schlusse des vorigen Jahrhunderts, als bestehe der Moorrauch aus abgefallenen Kometenschwänzen.

Wüßten die Bauern unsrer Moorgegenden, welches Kopfzerbrechen sie den hochgelehrten Herren machen, so würden sie gewiß ins Fäustchen lachen, aber das Ansehen derjenigen, die sich Naturforscher nennen, würde bei ihnen bedeutend sinken, da sie nicht mit Unrecht meinen würden, ein Mensch mit gesunden Sinneswerkzeugen müsse doch leicht Rauch und Nebel zu unterscheiden wissen. Ja wahr-

haftig, wer heute (23. Mai) mit gesunder Nase in Ostfriesland war, der wird erfahren haben, was die Luft erfüllte.

Ostfrieslands Boden besteht aus Moor, Sand und Marsch. Wir haben es hier nur mit ersterem zu thun. Man unterscheidet das Moor in Hochmoor und Langmoor. Mit dem Namen Hochmoor bezeichnet man jene großen, umfassenden Torflager, welche bald in geringer Höhe, bald in Schichten bis zu 40 Fuß den Unterboden des Geestlandes bedecken und hier von Sandrücken durchzogen, dort in ununterbrochener Fläche zusammenhängen. Es umfaßt in Ostfriesland in Allem 12½ □ M., also ungefähr ¼ des ganzen Landes. Langmoor wird der abgegrabene, mit ½—1½ Fuß der obern abgeworfenen Erde bedeckte noch nicht kultivirte Moraſt genannt.

Die obere Decke des Moorbodens, nur Pflanzendecke, ist ganz humoser Natur, aber wasserdurchzogen, sauer und locker. Sie ist als Brennmaterial untauglich; die darauf folgende Lage von bräunlicher Farbe giebt schon schlechten Torf, darauf folgt schon besserer Torf, desto besser, weil fester natürlich, je weiter nach unten. Die Tiefe der Torfschicht ist sehr ungleich, man findet den bessern Torf oft erst bei einer Tiefe von 6, 8 und mehr Fuß, zuweilen schon einen Fuß unter der Oberfläche.

Der Anblick des Moores ist traurig und öde. Man sieht hier nicht das freudige Treiben und Schaffen arbeitsamer Menschen, hört nicht das Wiehern der Pferde, das Blöken des Rindviehs, den Gesang munterer Vögel, nur das Klagen des Meerhuhns unterbricht die traurige einsame Oede. In stundenweiter Umgebung findet man weder Baum noch Strauch, noch weniger eine menschliche Gestalt; düsteres Heidekraut, leichenfarbige Binsen und Gräser, vermischt mit grauem Moose starren dem Wanderer an, der es wagt auf diesem trüglichen Boden, wo er bei jedem Schritt zu versinken fürchten muß, einherzugehen. Trotz alledem darf man sich aber das Moor nicht als eine Sahara denken, noch wähnen, daß Adolf Bube's Worte in seiner „Wanderung im Norden"

> Rings tiefe Stille, die Natur erstorben,
> Allüberall des Todes kalte Schauer

hier irgendwie Anwendung fänden. Wie die Natur nirgends und nie todt, sondern überall im ewigen unermüdlichen Schaffen begriffen, so auch hier. Das Moor ist reich an Pflanzen, wenn sie auch durch ihre beständig gleichförmige Wiederholung endlich ermüden. Manche derselben zeichnen sich aber durch die Schönheit ihrer Blumen, ja ihrer ganzen Gestalt besonders aus z. B. Erica Tetralix, Andromeda polifolia, Narthecium ossifragum, Oxycoccos palustris, Epilobium angustifolium u. A. Zwei Pflanzenformen herrschen hier vorzugsweise durch geselliges Auftreten, die Heide, vertreten durch Calluna vulgaris, und das Torfmoos vorzüglich in 2 Arten, Sphagnum cymbifolium und acutifolium. Erstere befindet sich vorzugsweise auf den festeren, trockneren Theilen, letzteres in den schwammigen, feuchteren Strecken.

Eine traurige Unwissenheit längst verschwundener Zeiten behauptete einst, die strafende Hand der Gottheit habe die Moore erschaffen, den frühern Bewohnern unseres Landes zur Plage und uns, ihren Nachkommen, zur Warnung. Unser Zeitalter ist über die Sinnlosigkeit solcher Behauptungen längst zur Tagesordnung übergegangen und hat basirt auf wissenschaftliche Untersuchungen festgestellt, daß sich an denjenigen Stellen der Heide, wo das ansammelnde Wasser nicht so bedeutend war, um Seen zu bilden, der Abfluß aber ganz oder theilweise gehemmt ist, feuchte, sumpfige Niederungen und in ihnen Moore bilden. Es versteht sich ganz von selbst, daß bei dieser Bildung außer den Abwässerungsverhältnissen die anderweite Beschaffenheit des Bodens, seine Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit ebenfalls bedeutend in Betracht kommt. So entstehen in den Niederungen des unfruchtbaren Sandbodens schon deshalb keine Moore, weil der Boden zur Hervorbringung der Moorpflanzen zu arm ist. — Allerdings giebt es eine große Anzahl anderer Hypothesen, die wir aber hier mit Stillschweigen übergehen, gegenwärtig läßt sich die oben gegebene häufig genug unwiderleglich nachweisen, namentlich für kleine Moräste. War also das Auftreten der Sumpfpflanzen anfangs Symptom, so ist es jetzt zur Krankheit selbst geworden. Anfangs bildeten sich die Sumpfpflanzen, besonders die Moose, wegen des Vorhandenseins stauender Feuchtigkeit; jetzt halten sie diese vermöge ihres Baues, ihrer innern Beschaffenheit an, wurden sie anfangs durch den Sumpf gebildet; jetzt bilden und erhalten sie den Sumpf.

Häufig werden in den Mooren Bäume gefunden, die fast ohne Ausnahme stets mit dem Gipfel nach SO. liegen. Diese Thatsache hat manche Vermuthung geboren. Vielleicht ist folgende nicht ganz zu verwerfen: Der Urboden der Moräste war vor deren Entstehung mit Wald bedeckt, das Moor bildete sich, die Bäume starben ab, sie faulten unten und ein Nordweststurm warf sie um. Die meisten vermoderten und vermehrten dadurch die Moorerde, nur wenige wurden gleich von der noch weichen Erde eingeschlossen, dadurch den Einflüssen der Luft entzogen und erhielten sich so, durchdrungen von der Fäulnißwiderstehenden Feuchtigkeit, vielleicht 3000 Jahre und länger.

Auch findet man zuweilen menschliche Körper im Moor. So wurde z. B. im Jahre 1817 noch ein Gerippe gefunden, welches wegen seiner eigenthümlichen Lage und seines hohen Alters die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums in nicht geringem Grade auf sich zog.

Der menschliche Scharfsinn hat sich das Moor unterthan gemacht und baut auf ihm eine Frucht, deren Mißwachs die Bewohner und Anwohner des Moores freilich unter etwas verschiedenen Verhältnissen ebenso sehr drückt, als der Mißwachs der Kartoffel im Erzgebirge.

Es war im Jahre 1707, als ein aus der holländischen Provinz Gröningen gebürtiger Prediger, Namens Anton Bolenius, nach dem ostfriesischen Dorfe Hatshausen berufen wurde. Auf seiner früheren Stelle in Holland hatte er sich mit dem Bau des Buchweizens auf dem unkultivirten Moore bekannt gemacht, indem solcher damals dort bereits getrieben wurde. In Ostfriesland aber lag das Moor unbenutzt dahin, es sei denn, daß man dort Heide schnitt und solche gebunden als Besen verkaufte, oder daß ein einzelner Hirte seinen kleinen Schafen daselbst kärgliches Futter anwies. Bolenius, nicht blos ein Mann der Kanzel, des Worts, sondern des Lebens, der That, ließ aus dem Gröningenschen einen erfahrenen Mann nach Hatshausen kommen, um seinen Gemeindegliedern Unterricht in der Kultur des Moores zu ertheilen. Die Kunde von diesem neuen Erwerbszweige verbreitete sich schnell in der Umgegend, die Regierung beförderte die Einführung und Ausführung aufs Kräftigste und nur kurze Jahre vergingen, so war schon in verschiedenen Moorgegenden der einträgliche Buchweizenbau eingeführt. Die Scene hatte sich in solchen Gegenden bedeutend und zwar zum großen Vortheil verändert. Wo vorher nur starre, dürre Heide meilenweite Strecken bedeckte, sah man jetzt schon hin und wieder blühende Buchweizenfelder, an denen der Blick des Wanderers sich ergötzte und deren reicher Ertrag die Mühe des Kolonisten reichlich

belohnte. Viele hundert bisher unbeschäftigte Hände wurden in nützliche Thätigkeit gesetzt; hier und da stiegen einzelne Häuser, dann ganze Dorfschaften aus dem düstern Moore auf, und dort, wo bisher eine weite, menschenleere Oede sich ausdehnte, fing sich bald ein reges Leben zu entwickeln an, feierte man fröhliche Ernten einer wohlschmeckenden und nahrhaften Frucht. Tausende von Kolonisten verdanken ihr ihr Bestehen, und die Schlußworte des Biographen von Bolenius: Segnet diesen Mann, meine Landsleute! hallen wieder in den Herzen vieler tausend Menschen, die dem Buchweizenbau ihr Alles verdanken.

Will man ein noch wüstes Moor zum Buchweizenbau einrichten, so ist vor allen Dingen an gute Abwässerung zu denken. Zu diesem Zwecke zieht man auf dem Hochmoor in Entfernungen von 6 Schritt kleine Gräben; auf dem Langmoor hat man dafür zu sorgen, daß solche in einen Ableitungskanal münden. Sind auf diese Weise im vorhergehenden Herbst die einzelnen Aecker durch Gräben mit einander verbunden, so wird die unebene Oberfläche gehackt, d. h. mit dem „Hauer" umgerissen. Der Arbeiter haut damit in den Boden und zerreißt die faserige, schwammige, mit Heidekraut bewachsene Oberfläche, die mit einem Spaten nicht umgegraben werden könnte, in lauter unordentlich durcheinander liegende Rasen von etwa $^1/_2$ Fuß Länge und Breite und $^3/_4$ Fuß Dicke. Die unordentliche Lage befähigt diese Stücke zu besserm Durchfrieren und Austrocknen. Die Unebenheiten und Niederungen werden ausgeglichen und alsdann läßt man das Feld bis zum nächsten Frühling liegen.

Sobald im nächsten Frühling es die Witterung gestattet, fängt man die Arbeiten auf dem Buchweizenfelde wieder an. Die Rasen werden abermals aufgelockert, die Gräben nachgesehen. Gegen Mai, wenn die Rasen gut ausgetrocknet sind, werden sie auf Haufen gebracht, damit Wind und Sonne das Werk des Austrocknens vollenden. In der zweiten Hälfte des Monats Mai werden diese Haufen angezündet, und wenn die Rasen fast durchgebrannt sind, auseinandergeworfen. In den folgenden Jahren werden die Rasen nicht auf Haufen gebracht, sondern nachdem solche nicht losgehackt, sondern vermittelst des „Krabbers" aufgelockert sind, so wie sie da liegen, angezündet und alsdann die brennenden Rasen vermittelst einer durchlöcherten Pfannkuchenpfanne mit langem Stiel über den Acker geworfen.

Sorgfältige Aufsicht ist beim Brennen sehr nothwendig, einestheils damit nicht der tiefer liegende Torf oder benachbarte Getreidefelder auf bereits kultivirtem Moor in Brand gerathen, anderntheils, damit das Feuer überall verbreitet werde, denn davon hängt das Gelingen der Arbeit ab. Denn es ist nicht blos darum zu thun, mit der Asche zu düngen, sondern vorzüglich um durch die Erhitzung des Bodens, diesem die Säure zu entziehen. Darum ist auch ein gelindes Brennen oder Glimmen der starken Gluth vorzuziehen. Es dauert 24—36 Stunden, ehe ein Stück ausgebrannt ist, bei feuchter Witterung dauert es natürlich noch länger, und hat man dann oft große Noth, das Feuer zu unterhalten. In sehr nassen Sommern gelingt das Brennen sehr unvollkommen.

Sobald der Brand gelöscht ist, beeilt man sich, den Buchweizen zu säen, und damit der Same bedeckt werde, ohne daß die Asche sich verwehe, fährt man mit einem Dornstrauch darüber her. Dieses Brennen kann erfahrungsmäßig mit gutem Nutzen im Allgemeinen sechs Jahre nacheinander geschehen, dann aber bedarf das Moor einer 20jährigen Ruhe, um seine obere Decke zu regeneriren. Wird das Brennen länger, als im Allgemeinen 6 Jahre fortgesetzt, so werden zwar noch einige Ernten erzielt, sie sind aber dürftig und die Reproduktionskraft des Moores zur Wiederherstellung seiner obern Pflanzendecke wird unverhältnißmäßig geschwächt; das Moor wird, wie man in Ostfriesland sagt, „todt" gebrannt und todt ist es dann für 30 und mehr Jahre.

Daß bei solcher Prozedur eine erstaunliche Rauchmasse, wie schon Eingangs erwähnt, erzeugt werden muß, ist selbstverständlich. Man bedenke, daß jährlich 30—40,000 Morgen Moor gebrannt werden. Dr. Prestel zu Emden berechnete, daß während des Brennens über dem Bourtanger Moor, welches 25 □ Meilen groß ist, die Höhe der Rauchmasse 9—10,000 Fuß betrug, das ist die halbe Höhe des Chimborasso. Die ganze zwischenliegende Luftschicht war also mit dichtem Rauch angefüllt. Daß also in den Monaten Mai und Juni die Ostfriesen und ihre Nachbarn, wenn der Wind ihnen den stinkenden lästigen Moordampf in die Städte und Häuser bringt, nicht auf Rosen gebettet sind, bedarf gewiß keiner Begründung. Aber es fällt hier Niemandem ein, wie man wohl anderwärts gethan hat, auf ein Verbieten des Moorbrennens zu dringen, denn ohne diese billige und zugleich so zweckmäßige Kulturmethode müßten zahlreiche Einwohner unseres Landes darben. Für diese ist das Moorbrennen eine Lebensfrage. Ohne Moorbrennen hätte das Moor, da es ihnen nicht möglich, andern Dünger herbeizuschaffen, für sie keinen Werth, man benähme ihnen also die Möglichkeit, sich einen eignen Herd zu gründen, oder erschwerte ihnen dies wenigstens; die Besten würden übers Meer ziehen, die andern das schon vorhandene Proletariat vergrößern, und das wüste Land würde unbebaut bleiben für noch lange Zeit. Und diese Uebelstände wären dann doch größer, als das Moorbrennen.

Man hat ferner dem Moordampf folgende Wirkungen zugeschrieben:

1) daß er den Regen und
2) die Gewitter vertreibe,
3) daß das Moorbrennen Wind erzeuge,
4) daß der Moorrauch kalt sei und zu Nachtfrösten Veranlassung gäbe,
5) daß er die Haarmücke (Bibio marci L.) mit sich führe.

Wenn wir der Erfahrung (so fällt z. B. in diesem Augenblick, 25. Mai Abends 6 Uhr ein sehr erquickender Regen, trotzdem die ganze Luft mit Moordampf angefüllt ist) mehr trauen dürfen, als meilenweit auseinandergehenden Meinungen und Behauptungen, dann sind diese Anschuldigungen theils noch durchaus nicht erwiesen, theils aber geradezu falsch. Es würde uns zu weit führen, dies hier nachzuweisen. — Die Regierung zu Trier berichtete im Jahre 1826 an den König: „daß der Moorrauch auf den Weinbau einen entschieden nachtheiligern Einfluß habe, als irgend eine ungünstige Witterung." In keinem Jahre wurde das Rheinthal stärker vom Moordampf heimgesucht als 1858, und dennoch fiel die Weinlese in jeglicher Beziehung so günstig aus, wie irgend je zuvor.

Daß Theorie und Praxis oft himmelweit auseinander gehen, das lehrt auch der Moorrauch.

Die Lianen.

Wenn wir uns mit kindlicher Hingebung als das Erzeugniß unserer heimathlichen Natur erkennen, so ist es namentlich die Pflanzenwelt, welche zu diesem Ergebniß das Meiste beiträgt, und selbst in den mit Pflanzen nur kärglich geschmückten Polarländern bewahren jene das verarmte Menschenleben vor gänzlichem Versinken unter dem Einflusse ausschließend thierischer Nahrung. Der Verkehr des Menschen mit der Pflanzenwelt ist deshalb auch ein ungleich innigerer und mehrseitiger als der mit der Thierwelt, und die Blumensprache ist mehr als blos eine Spielerei empfindsamer Mädchenseelen: sie ist ein sinniges verständnißsuchendes Anschmiegen an die Pflanzenwelt. Wenn wir zuweilen ein Büchlein über die Blumensprache nur ungern in der Hand unserer Töchter sehen, und dabei an gefährliche Liebeleien denken, so mögen wir dazu wohl zuweilen guten Grund haben; aber einen Theil an diesem sentimentalen Auswuchs der Naturliebe haben wir selbst, weil wir es nicht verstehen in unsern Kindern einen kundigeren Verkehr mit der Pflanzenwelt heranzubilden.

Die besseren Blumensprachen, in denen man eine feste und übereinstimmende Symbolisirung der Pflanzen findet, gehören nicht blos in die Hand Verliebter, sondern können auch dem ernsten Manne Genuß gewähren, wenn sein Ernst nicht Sauertöpfigkeit ist, und er sich ein Herz für sinnige Naturbetrachtung bewahrt hat. Er findet, daß in der Deutung der Pflanzen oft eine tiefgemüthliche Anschauung liegt, und er lernt daraus eine ganz neue Auffassung des Pflanzenreichs gewinnen.

Ich weiß in der That nicht, wie weit sich die deutschen Blumensprachen ihre morgenländische Abkunft bewahrt haben, soweit überhaupt die Verschiedenheit der morgenländischen und der deutschen Pflanzenwelt eine Uebereinstimmung in der Blumensprache zuläßt; jedenfalls aber war das blüthenreiche Morgenland geeigneter als unsere einfachere und ernstere Natur, die Erfinderin der Blumensprache zu werden. Buckle führt es uns in seinem bekannten Buche meisterhaft aus, daß die Natur durch ihre überschwengliche Kraftfülle an dem einen Orte den Menschen unterwirft und ihm das Gepräge eines thatlos Genießenden giebt, ihn ganz zu dem Ihrigen macht; während an anderen Orten der Mensch sie unterwirft und sich selbstständiger entwickelt. Es steht damit vollkommen im Zusammenhang, daß das beschauliche Leben des Orientalen mehr zu einer sinnigen Betrachtung der Pflanzenwelt hinleitete, als uns das unsrige, die wir unserer kargeren Natur in unausgesetztem Arbeitskampfe abringen müssen, was wir bedürfen.

Immerhin trägt aber auch der deutsche Boden seine symbolischen Pflanzen; wir brauchen uns nur an Eiche und Linde und Epheu zu erinnern.

Bald ist nur eine tiefere sinnigere Auffassung und ein geistvolles Verständniß im Stande, sinnbildliche Bedeutungen in die Pflanzen zu legen, oder vielmehr aus ihnen herauszulesen, bald springen dieselben selbst dem Achtlosen leicht in das Auge.

Bei keinen ist Letzteres mehr der Fall, als bei den Schlingpflanzen, die ein Jeder sofort zum Symbol des innigen Anschmiegens macht. Wer dächte bei dem Namen der Lianen nicht blos hieran, sondern auch an die üppige Lebensfülle der tropischen Pflanzenwelt überhaupt.

Alexander v. Humboldt, der auch in der sinnigen und nach künstlerischen und nach Schönheitsgesetzen vorgehenden Naturbetrachtung den Weg gebahnt hat, führt die Lianen als eine von den neunzehn Hauptformen an, in welchen das Pflanzenreich vor unser gestaltordnendes Auge hintritt. Er sagt: „zu dieser (von ihm vorher genannten) Arum-Form gesellt sich die Form der tropischen Lianen, in den heißen Erdstrichen von Süd-Amerika in vorzüglichster Kraft der Vegetation; Paullinia, Banisteria, Bignonien, Passifloren. Unser rankender Hopfen, und unsere Weinreben erinnern an diese Pflanzengestalt der Tropenwelt. Am Orinoco haben die blattlosen Zweige der Bauhinien oft vierzig Fuß Länge. Sie fallen theils senkrecht aus dem Gipfel hoher Switenien herab, theils sind sie schräg wie Masttaue ausgespannt; und die Tigerkatze hat eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, daran auf und ab zu klettern."

Die wir die Natur nicht auf jenen Höhepunkten ihrer Pflanzenerzeugung besuchten, wir sind nicht im Stande, uns einen Begriff davon zu machen, wie das Gewirr der Lianen die Tropenwälder für Menschen völlig unzugänglich macht; wie es zum Bollwerk wird, hinter welchem das lächerliche Geschlecht der Affen vor uns, seinen höher entwickelten Brüdern, sich vollständig sicher weiß.

Leider ist die Kunst der Photographie wenig geeignet, uns ein Bild von einem lianendurchschlungenen Urwald vorzuzaubern, und Pinsel und Griffel erlahmen vor der Aufgabe das verwirrende Chaos zu schildern. Eins der besten von den wenigen Bildern, welche wir von Urwäldern besitzen, ist in den „24 Vegetationsansichten" von H. v. Kittlitz enthalten, von welchen Alexander von Humboldt im Kosmos mit so viel Anerkennung spricht.

Die Lianen-Natur ist nicht auf eine Pflanzenfamilie noch viel weniger auf einzelne Gattungen beschränkt, sie findet sich bei zahlreichen Familien und Gattungen, und oft zeigt eine und dieselbe Pflanzengattung in einzelnen Arten Lianenform, in andern nicht. Dasselbe Verhältniß finden wir auch in unserer deutschen Flora: windende Pflanzen in verschiedenen Familien, windende und nicht windende Gattungen in derselben Familie, windende und nicht windende Arten in derselben Gattung.

Von den wahren windenden Pflanzen unserer Flora müssen wir die kletternden und rankenden Pflanzen unterscheiden; jene, die wahren Lianen, sind diejenigen, bei denen der Stengel sich schraubenförmig um eine fremde Axe windet, und zwar regelmäßig bei den einen von links nach rechts, bei den andern von rechts nach links. Eine kletternde Pflanze ist z. B. der Epheu, rankende sind die vielen Wickenarten und die Zaunrübe (Bryonia).

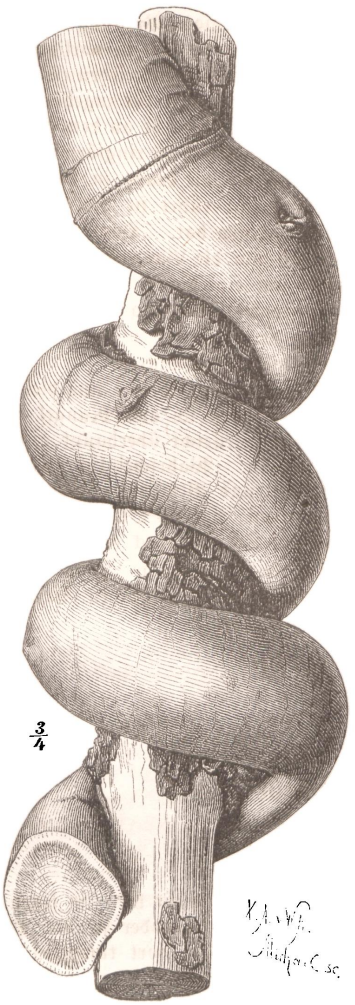
Die windenden Pflanzen, also die Lianen unseres deutschen Bodens, sind in der Aufeinanderfolge des Linnéschen Systems folgende: unsere beiden Windenarten (Convolvulus arvensis und C. sepium); die Geisblattarten (Lonizera Periclymenum, L. Caprifolium und L. sempervirens); die zwei windenden Knöterig-Arten (Polygonum Convolvulus und dumetorum); das Bittersüß (Solanum Dulcamara), die Weinrebe (Vitis vinifera), die Gartenkresse (Tropaeolum majus), der Hopfen (Humulus Lupulus).

Wir sehen also, daß unsere Flora nicht reich an Lianen ist, und daß von den genannten außer der nur selten bei uns vorkommenden verwilderten Weinrebe es eigentlich blos der Hopfen ist und die auch nur selten in Masse auf-

tretenden Geisblattarten, welche unseren Gebüschen einigermaßen einen tropischen Lianenanstrich verleihen.

Sie werden aber dabei an manchen Orten Deutschlands von der Waldrebe (Clematis vitalba) wesentlich unterstützt, obgleich diese in dem angegebenen Sinne keine echte Schlingpflanze, sondern mehr eine rankende ist. Sie hat jedoch keine eigentlichen selbständigen Ranken wie die Wicken und der Weinstock, sondern die langen Stiele ihrer gefiederten Blätter dienen ihr, oft viele Ellen hoch in den Gebüschen aufwärts zu steigen, indem der Stamm selbst nur wenig windende Neigung zeigt. Dasselbe ist es auch mit dem alsdann leicht für die Blüthen des tragenden Busches halten könnte. Dies gilt z. B. von einem blaublüthigen Sturmhut (Aconitum Cammarum). Einige Arten der Storchschnäbel (Geranium) machen es ähnlich, begnügen sich aber mit der bescheidenen Höhe von drei bis vier Fuß, welche freilich ihre fadendünnen Stengel ohne fremde Unterstützung nicht zu erklimmen im Stande sein würden. Das bekannte Klebkraut (Galium Aparine) häkelt sich, wie wir alle wissen, mit tausend kleinen Wiederhäkchen in Schlehdornen und anderen Gebüschen überall an, und kommt so empor.

1



3/4

2

Weinstock, der sich ebenfalls mehr seiner gegabelten Ranken zum Festhalten bedient und zum windenden Gewächs bei uns eigentlich fast nur gelegentlich in seiner Verwilderung wird.

Andere Pflanzen unserer deutschen Flora bedienen sich noch anderer Mittel um emporzukommen. Manchen genügt es dazu, in den Erlen- und Weidendickichten zwischen dem Zweiggewirr ihre langen schwachen Stengel hindurch zu schieben und dieselben rechts und links vorn und hinten anzulehnen, bis die Zweigspitzen oben an das Tageslicht kommen und ihre Blüthen entwickeln, die der Unkundige

Die Flachsseide (Cuscuta), deren mehrere Arten in Europa vorkommen, ist zwar nur ein schwächliches Gewächs, zeigt aber doch wahren Liancncharakter, und namentlich fällt die größte Art (C. europaea) schon deshalb sehr in die Augen, weil sie anstatt der grünen in allen Theilen blos eine rothgelbe Farbe zeigt und ganz blattlos ist. Die Flachsseide umschlingt nicht blos die Pflanzen, an denen sie emporsteigt, sondern sie heftet sich auch vampyrartig mit zahlreichen Saugwarzen an ihrem Schlachtopfer fest. Es wird Niemand unter meinen Lesern und Leserinnen sein, dem nicht schon einmal das schon durch seine Farbe hervortretende Gewirr

der Flachsseide aufgefallen wäre, welches vorzüglich am Rande von Gebüschen sich häufig einnistet. Und wenn wir vor der Heuernte aufmerksam suchen, so werden wir finden, daß fast auf jeder Wiese Miniaturgruppen von Lianen vorhanden sind:

Die gemeine Flachsseide (C. spithymum), in zierlichen Schlingen und Ranken von derselben rothgelben Farbe an allerlei Wiesenpflanzen emporwuchernd und mit ihren verderblichen Umarmungen die verschiedenartigsten Nachbarn zusammenschnürend.

Doch alle unsere Lianen bleiben immer nur schwache Modelle von der Wirklichkeit zwischen den Wendekreisen, wo diese Graziösen als Pflanzenschlangen auftreten und was sie erfassen können erwürgen.

Vergleichen wir unsere Fig. 1 mit der Abbildung in Nr. 30 d. vor. Jahrg. so sehen wir dort nur einen schwachen Versuch dessen, was hier vollendete Thatsache ist. Dort hatte ein Geisblattstengel einen Birkenzweig umschlungen; aber nach langem Kampfe war der Erwürger selbst erwürgt worden. Hier hat die vegetabilische Schlange gesiegt. Als das abgebildete Exemplar in Mexiko*) abgeschnitten wurde, war der Lianenstengel offenbar selbst noch lebendig, er umschlang aber eine Leiche, denn das umschlungene Stämmchen — eine Laubholzart, wie der anatomische Bau des Holzes lehrt — trägt die unverkennbaren Merkmale der trocknen Fäulniß und war gewiß schon seit 5—6 Jahren todt. Es hat sich aber wohl ebenso lange gewehrt, denn oberhalb der einzelnen Umgänge der Lianenschlingen sieht man deutlich den Dickenzuwachs an ihm, wie er durch den abwärtssteigenden, durch die Schlingen gehemmten Bildungssaft bedingt ist (S. 1859, Nr. 14 und 15).

An der Liane sind ziemlich deutlich abgesetzt fünfzehn Jahresringe zu zählen, während das Stämmchen, oder wahrscheinlich richtiger der Zweig, jedoch viel undeutlicher, etwa ebenso viele hat. Wenn nun letzterer sicher schon seit 5 Jahren todt war, und ebenso lange nach der Umschlingung noch fortgewachsen ist, so war er also etwa 5 Jahre alt, als die Umschlingung eintrat, womit übereinstimmt, daß die innersten 5 Jahresringe die breitesten und normalsten sind.

Unsere um ein Drittel verkleinerte Figur zeigt, daß die Liane vielleicht blos in Absätzen einige Umschlingungen macht und dann wieder eine Strecke weit gerade fortwächst. An dieser geraden Partie ist der Querschnitt der Liane rund, in den Schlingen dagegen seitlich gedrückt eiförmig, was ohne Zweifel seinen Grund darin hat, daß anfänglich der noch lebende Zweig durch sein Wachsthum einen Gegendruck ausübte und später, als er todt war, die dicker werdende Liane diese ihr aufgenöthigte Pressung beibehalten mußte. Die Liane ist übrigens, so weit sie vorliegt, wahrscheinlich mit einigen kümmerlichen Kurztrieben (S. Nr. 32) versehen gewesen, deren Spuren mit der zugehörigen sehr eigenthümlich gestalteten Blattstielnarbe an dem Exemplare vorhanden sind. Bemerkenswerth ist die ringförmige schmale Wulst an der Stelle, von wo die Liane in die gestreckte Richtung übergeht. Vielleicht rührt sie von einer Endknospe her, welche hier gesessen hat. Dann müßte angenommen werden, daß sich nur die Lianenspitze am Schluß jeder Vegetationsepoche um eine Stütze windet und dann in der nächsten in gestreckter Richtung fortwächst, um wiederum erst am Ende derselben sich vielleicht an einem ganz anderen Pflanzenstengel festzuwickeln.

Welche Pflanze es gewesen sei, welche uns dies Stück nach Europa geliefert hat, kann ich aus Mangel an literarischen Hülfsmitteln, die vielleicht überhaupt nicht vorhanden sind, nicht ermitteln. Wahrscheinlich hat sie nur an ihrer Endspitze Blätter und Blüthen gehabt und hat darum mit ihren seilartigen, nackten Stengeln wohl ein staunenerregendes, an ein Schiffsverdeck erinnerndes Bild geliefert, aber nicht das leichte gefällige Laubgewinde unseres Hopfens, wie es unsere andere Figur zur Erinnerung an den geschiedenen Sommer malt.

*) Ich verdanke das schöne Exemplar der Güte des Herrn Wendenburg, eines der thätigsten Mitglieder des Humboldt-Vereins in Bunzlau.

Die Vogelwelt im winterlichen Walde.

Von Theodor Holland.

Noch starrte der düstere Nadelwald im winterlichen Schauer, die entlaubten Buchen und Eichen streckten ihre nackten Arme dem nahenden Frühling flehend entgegen und vermochten nicht die Horste, die sie schützend umhingen, dem Auge zu verbergen; dort stand noch der mächtige Horst eines Fischadlers und schaute sich vergeblich Hülfe bittend nach seinen herrlichen leichtbeschwingten Bewohnern um, denn der wilde Sturm hatte schon gewaltig seine Grundfeste, einen langen trocknen Buchenzopf erschüttert. Jegliches Leben schien aus dem Walde gewichen. Ich glaubte die weiten Zimmer eines lieben Gebäudes zu durchwandern, aus dem Freunde und Bekannte, die ich vor Kurzem noch in reger und heiterer Freude getroffen, verschwunden waren; kein froher Gesang ertönte in den sonst so belebten Hallen, der Nachhall meiner eigenen Tritte allein schallte unheimlich durch die öden Räume und schien mir unwillig zuzurufen: Was störst du die Stille unserer Einsamkeit, gönnst du auch diese kurze Frist uns nicht zur Ruhe? Die du suchst sind nicht mehr hier; in jenen lieblichen Gefilden, wo die Sonne glühender strahlt, Mutter Natur die Erde üppiger schmückte, dort tummeln sie sich jetzt im reinen Blau des Aethers und erfreuen sich der blühenden Fluren.

So lag der pommersche Wald öde und einsam da; kein muntrer Fink ließ seinen hellen Schlag ertönen, kein geschwätziges Laubvögelchen zwitscherte in den Zweigen, keiner Nachtigall ergreifendes Flöten durchzitterte zur Nachtzeit den Wald. Alle diese zarten Waldbewohner waren vor den unzarten Liebkosungen des Winters dem milderen Süden zugeeilt.

Aber alles Leben ist denn doch nicht geschwunden. Unser Zimmermeister Specht im bunten Rock hat uns nicht verlassen, er trotzte dem Eismanne und sitzt, unbekümmert um seine frostigen Umarmungen, an den Eichknorren oben und erhöht durch sein emsiges Klopfen noch mehr die monotone Melancholie des Waldes. Als er mich aber gewahrte, flog

er erzürnt kreischend, daß ich ihn bei seiner Arbeit gestört, davon. Jetzt wieder Todtenstille rings herum. Da plötzlich scheint sich die Tanne vor mir zu beleben; ein leises Zwitschern und Piepen durcheinander ertönt aus derselben hervor, ich trete näher; ein Trupp niedlicher Meisen klettert den Federpelz weit aufgelockert, nach Nahrung suchend in den dunklen Tannenästen herum. Sogar auch ein Liebespaar, ein Kreuzschnabelpaar, hat sich hierher in diese Winterau verirrt und treibt dort in den Nadelzweigen sein neckend Spiel; und munter auf dem Klafterholz hüpft der Großjochen, wie der Landmann spöttisch den kleinen Wintersänger, den Zaunkönig, nennt, und singt ihnen trotz Eis und Schnee das Brautlied. Ein Rabe sieht dem Treiben zu und schimpft und krächzt von oben herab, daß das kleine Volk in seiner geheiligten Nähe zu lärmen wage; — o alter Lügenprophet, du bist erkannt, die Zeit deiner Geisterherrschaft ist längst ins Graue gerückt; denke du jetzt nur daran dir auch ein Hochzeithaus zu suchen, Frau Rabe harrt deiner schon sehnlichst. Am Rande des Waldes zirpen kläglich einige Ammern, während unweit in den Zweigen einer Buche eine ganze Schaar Zeisige lustig durcheinander schwatzen. Eine flinke Haubenlerche läuft eifrig suchend auf dem Felde herum, unbekümmert um einen Schnee-Aar der dort übers Feld hinzieht.

Hier hat ein Förster seine Behausung. Von dem Scheunendache neckt sich eine Elster mit dem Hunde, dem Hüter des Hauses; in den Bäumen des kleinen Gärtchens belustigen sich Hänflinge und Sperlinge, jedes nach seiner Art.

Jenseit des Feldes dehnt sich der Wald von Neuem aus. Ein lustiger Trupp Ziemer hat sich dort in einer Föhrenschonung niedergelassen und weiß nicht genug von der alten nordischen Heimath und den erlebten Reiseabenteuern zu erzählen, daß des Schwatzens gar kein Ende wird. Darunter lärmt und kräht ein Heher, doch sein Schelten kümmert die laute Wandergesellschaft wenig. Auf einem Aste jener alten Eiche, die, selbst schon hinfällig, am Waldessaum hier ihr riesiges Geschlecht der Vorzeit allein nur noch übertrauert, läuft pfeifend eine Spechtmeise herum, begleitet von den monotonen Melodien eines tiefer sitzenden Baumläufers.

Weiterhin hat der bärtige Forstmann seine Dohnen gestellt; ein armes Rothkehlchen hat sich in denselben gefangen, kleiner Sänger, dein muntrer Gesang ist verstummt, unschuldig büßest du mit dem Verfolgten. Mitten im düstern Walde auf einer mächtigen Föhre hat ein Paar vom Seeadler seinen erhabenen Wohnsitz aufgeschlagen; das Männchen ist auf den nahe gelegenen See fischen geflogen, während sich das Weibchen mit Muttersorgen quält, in diesem Jahre früher als sonst, denn schon in den ersten Tagen des März brütete sie auf zwei Eiern.

Auch Fremdlinge aus hohem Norden haben sich hier eingefunden; Seidenschwänze treiben sich in Schaaren herum. Euch hat wohl der strenge Winter des Nordens in unsere Gegend vertrieben? Doch ihr seid nicht allein gekommen, mit euch suchten auch andere Zierden des Nordens Schutz bei uns, seltene Gäste, Schnee-Eulen in ihrem bunten weißen Gefieder.

Aber ihr erinnert mich daran, ich muß hinaus an die Küste, auf den Greifswalder Bodden und den benachbarten Ostseestrand, dort die nordischen Seegäste zu begrüßen, die zahlreich da eingefallen sind.

Eine neue belebtere Welt eröffnet sich dort dem Auge. Schaaren von Wasservögeln tummeln sich auf den eisigen Wellen, oder irren durch die Luft, oder beleben die benachbarten Strandfelder.

Dort schwimmt dem Eise entlang eine Schaar Eis-Enten, Klaushanik von den Fischern genannt, erhebt sich aber, als unser Boot ihr naht, um nach kurzem Fluge in ihr Element wieder zurückzufallen. Weiterhin wiegen sich in stummer Schönheit mehrere stumme Schwäne majestätisch auf den Wellen, stets in angemessener Entfernung von unserem tödlichen Blei. Der Küste zu fliegt ein großer Schwarm schnatternder Saat-Gänse, Verderben sinnend den grünen Wintersaaten, und von drüben her, von der Insel Koos dringen die sonoren Töne einer Singschwan-Gesellschaft zu unserm Ohr. Vor unserm Boote zieht in langer Reihe eine Schaar schlanker Vögel, Lousangel schimpft sie der Fischer, der Ornithologe benennt sie Colymbus septentrionalis. Unser Feuerrohr kracht, — verschwunden sind alle in der Tiefe, nur einer versucht vergeblich den andern zu folgen, ihn hatte sein Schicksal erreicht. Auch die übrigen Wasserbewohner sind durch den Knall in Bewegung gerathen. Größere und kleinere Enten-Gesellschaften: Anas Boschas, nigra, fusca, mollissima ziehen über dem Wasser hin und einige Möven: Larus canus, argentatus, marinus durcheilen scheu die Luft.

Jetzt aber denkt Helios ernstlich daran seine feurigen Rosse heimzulenken und mahnt auch uns dem heimathlichen Strande zuzufahren. Auf dem Seitenwege treffen wir noch auf einzelne Säger, den Nork der Küstenbewohner. Demselben Ziele mit uns steuert ein ärmliches Fischerboot zu, schwer mit Beute beladen, ihre Grundnetze hatten reiche Ernte unter den Grund-Enten gehalten. Arme getäuschte Vögel; ihr hofftet einen gastlichen Strand an unserer Küste zu finden, und Tod und Verderben bereitete man euch; vergeblich wird der ferne Inselbewohner euer harren, seine Vorrathskammer mit euern Eiern zu füllen.

(Journal für Ornithologie. Heft Nr. 6. Nvbr. 1859.)

Kleinere Mittheilungen.

Die Regenmenge in Indien. Professor Dove hat in seiner lehrreichen Abhandlung über die Vertheilung des Regens auf der Oberfläche der Erde auf den hohen Betrag des jährlichen Niederschlags in verschiedenen Gegenden Indiens aufmerksam gemacht und die wahrscheinlichen Ursachen erörtert. Die von ihm angeführten speciellen Belege vervollständigt Dr. Buist in den Verhandlungen der Geogr. Gesellschaft zu Bombay, indem er folgende Zusammenstellung der Punkte giebt, in welchen die größte jährliche Regenmenge beobachtet wird.

Im östl. Indien u. d. Bai von Bengalen.	Höhe über d. Meere.	Regenmenge.
Cherapunjee	4500 E. F.	610 E. Z.
Sylhet	5000	209
Tavoy	0	208
Moulmain	0 E. F.	175 E. Z.
Akyab	0	155
Darjeeling	7000	125
Mahabuleshwar	4500	248

An der Westküste von Indien.	Höhe über dem Meere.	Regenmenge.
Attapiri	2200 E. F.	170 E. Z.
Khandalla	1740	168
Atrimallay	6000	164
Dhapuli	900	138
Angarakandy	0	124
Cannanore	0	121

(Peterm. geogr. Mitth.)

Strafrecht und Metallurgik. In einer Nummer der „Berliner Gerichtszeitung“ vom 1. Nov. vor. Jahres finde ich zufällig folgende Mittheilung, welche vielleicht von großem Interesse ist. „Seit einiger Zeit versetzte ein Individuum bei den verschiedenen Bureaux des Leihamts in Paris Silberbarren, welche man untersuchte und, nachdem Gewicht und Zeichen, die den Werth desselben garantirten, verificirt worden waren, ohne Schwierigkeiten annahm. Die Administration wunderte sich nichtsdestoweniger über das Herbeiströmen des Silbers. Obgleich die Barren durchaus nichts Verdächtiges an sich hatten, fing man an Argwohn zu hegen, und um genau zu wissen, woran man war, schickte man sie in die Münze. Hier wurden die nöthigen Versuche mit größter Genauigkeit vorgenommen und es wurde constatirt, daß man eine Composition vor Augen habe, in welcher Antimon, Zinn u. s. w. enthalten, deren Basis aber Blei war. Diese Substanzen waren in solcher Weise zusammengesetzt, daß auch die geübtesten Kenner getäuscht werden konnten, und die Quantität Metall, welche in Silber 1000 Fr. werth gewesen wäre, repräsentirte in Wahrheit nur 2 Fr. 25 C. Diese Entdeckung setzte die Administration, welche auf ein fast werthloses Pfand beträchtliche Summen dargeliehen hatte, in große Aufregung. Die Polizei wurde benachrichtigt und in allen Bureaux befleißigte man sich einer lebhaften Wachsamkeit. Am 6. kam das betreffende Individuum in das Bureau der Straße St. Honoré, um aufs Neue angebliche Silberbarren in Versatz zu geben. Man hielt ihn unter irgend einem Vorwande fest, während ein Commis ging, um den Polizei-Commissar der Section Palais-Royal zu benachrichtigen. Der Mann mit den Silberbarren wurde arretirt. Er gab an, er heiße Michel D.... Er schien seine Verhaftung ziemlich leicht zu nehmen und behauptete fortwährend, er müsse früher oder später sein Glück machen, da er der Urheber einer wichtigen Entdeckung sei. Es scheint in der That, als könne die Composition, von welcher er einen so strafbaren Gebrauch gemacht, das Chinasilber u. s. w. in den verschiedensten Verwendungen mit einem großen Unterschiede im Preise ersetzen. Das Atelier, welches Michel D.... in einer entlegenen Straße von Montrogue eingerichtet hatte, wurde untersucht, und man fand eine große Menge unechter Silberbarren. Der Schuldige wurde der Polizei-Präfectur übergeben.“

Wenn die ganze Geschichte in Wahrheit beruht, so liegt hier vielleicht ein sehr interessanter Fall vor, nämlich der, daß die Strafrechtspflege einen Eingriff in die Metallurgik wagt. Ist die fragliche Metallverbindung bei dem ungeheuern Preisunterschied dem echten Silber wirklich so ähnlich oder vielmehr dem Ansehen und Gewicht nach so nahezu gleich, wie es dieser Mittheilung nach der Fall sein müßte, so wäre es ja für die Behörden beinahe eine Unmöglichkeit die Silberverfälschung zu überwachen. Meines Wissens hat seitdem von einer so täuschenden Metallverbindung nichts verlautet. Es wäre höchst wichtig dem wahren Sachverhalt auf die Spur zu kommen. Vor der Hand sind allerhand Gedanken, die Einem dabei kommen, zurückzuhalten.

Eine Berichtigung. Gern nehme ich folgende sehr einleuchtende Berichtigung auf, welche mir in Beziehung auf die Mittheilung in Nr. 33 „Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Donners“ von einem Leser unseres Blattes zugeht.

„Im 4. Bande von Arago's Werken findet sich ein großer Aufsatz über Gewitter, den ich benutzen will:

Meistens, sagt Arago, bewegen sich die Blitze nicht in gerader Linie, sondern beschreiben einen vollkommen deutlichen Zickzack. Häufig fahren diese Blitze aus einer Wolkengruppe nach der anderen, ihr gewöhnlicher Lauf geht aber von den Wolken zur Erde. In diesem letzten Falle kommt es auch vor, daß sich diese Blitze gabelig zertheilen, ja selbst in drei Zweige spalten, so daß also aus einem einzigen Lichtstreifen, der von der Wolke ausgegangen, in einem gewissen Punkte seiner Bahn zwei oder drei völlig von einander getrennte entstehen. Diese Zweige weichen unter einem beträchtlichen Winkel aus einander und erreichen die Erde an weit von einander entfernten Orten. Im Jahr 1794 wurde in Freiburg ein solcher dreistrahliger Blitz beobachtet, dessen mittelste Spitze ein auf dem Domplatze gelegenes Haus traf; der südliche Zweig desselben entzündete ein anderes in der Vorstadt, nahe bei der Stockmühle belegenes Gebäude und der dritte Zweig ging über die Stadt in nordwestlicher Richtung hin und setzte eine Strohhütte nahe bei dem Dorfe Klein-Watersdorf in Brand. Das in der Nähe der Stockmühle entzündete Haus lag 3807 Fuß von dem auf dem Domplatze getroffenen, und die Entfernung von letzterem bis zur entzündeten Strohhütte betrug 8284 Fuß. — So weit nach Arago. Sicher hat auch jeder schon gesehen, daß Blitze im Zickzack weit von ihrem Ausgangspunkte seitwärts weg schießen. Es wird oder kann also vorkommen, daß ein Blitz über den Beobachter hinweg weit davon einschlägt. Da nun aber sicher nicht der Donner vom Endpunkte des Blitzes ausgeht, sondern von jedem Punkte seiner Bahn, so kann die Zeit bis zum Hörbarwerden des Donners nur die Entfernung anzeigen, die zwischen uns und dem Punkte liegt, wo uns der Blitz am nächsten kam, aber keineswegs die Entfernung des Punktes, wo er einschlug. Es ist also kein Grund vorhanden für den Donner eine schnellere Schallgeschwindigkeit anzunehmen. Andere Folgerungen ergeben sich noch von selbst, so z. B. daß ein Gewitter, welches, nach dem Donner zu urtheilen, noch ¼ Meile entfernt ist, doch in unsre Nähe seinen Blitz senden kann.“

Ein zweites Beispiel seltener Zahmheit, erzählt Herr Pfarrer Triethammer in Hanau im Journal f. Ornithologie (siehe uns. Nr. 22), lieferte mir ein habflügger aus seinem Neste gefallener Buchfink, den ich in meinem Garten fand und vollends auffütterte. Er war männlichen Geschlechts — und dadurch, daß ich ihn niedrig hing, mich stets mit ihm abgab, ihm täglich Leckereien in den Käfig reichte und ihn dabei schmeichelnd berührte, entstand nach und nach zwischen uns eine sehr innige Freundschaft. Mein Ruf „Hänschen“ ward sogleich von ihm mit freudigem Lockton beantwortet, und so oft ich dann in seine Nähe trat, hüpfte er jedesmal vergnügt mir entgegen, setzte sich ohne Scheu auf meine Hand und äußerte Zeichen des Wohlbehagens, wenn ich ihn streichelte. Auch ließ ich ihn bisweilen in der Stube herumflattern und warf hernach, um ihn wieder einzufangen, irgend einen guten Bissen in den Käfig, welchem Wink er unverdrossen folgte. Gegen den Frühling hin studirte mein Hänschen drei abwechselnde Gesangstrophen ein und ward ein eifriger Schläger, bekam aber im Laufe des Sommers an den Flügeln einen Ausschlag, der mich bestimmte, dem armen Lazarus ein neben meiner Arbeitsstube befindliches Kämmerchen zu überlassen, worin er auch wirklich durch freie Bewegung und häufiges Baden bald völlig wieder genas. So war der zweite Winter fast vergangen, doch draußen noch wenig Nahrung zu finden, da kam mir der Gedanke, zum Versuch, ob er sich vielleicht zur Wiederkehr bequemen werde, die Freiheit ihm anzubieten. An einem sonnigen Morgen ward demnach das Kammerfenster geöffnet, Futter und Wasser so gestellt, daß es von außen zu sehen war, und — richtig! Hänschen benutzte sogleich die gute Gelegenheit und trieb sich auf einigen dicht vor dem Hause stehenden Obstbäumen lustig herum, stillte jedoch während des Tages Hunger und Durst in der Kammer und huschte gegen Abend ganz friedlich auf sein gewohntes Schlafplätzchen. So ging's wiederholt über alle Erwartung fort. Anfangs besorgte ich freilich, es werde die Geschichte doch zuletzt eine schlechte Wendung nehmen, aber mitnichten! vielmehr machte sich das neue Verhältniß von Tag zu Tag besser und fester, so daß mein Findling völlig sich selbst überlassen blieb, und es halten konnte wie es ihm wohlgefiel. Er entfernte sich nie sehr weit vom Hause, und hatte besonders den nächsten Baum im Garten zu seinem Lieblingssitz erwählt, auf welchem er dann auch nach neidischer Buchfinkenart keinen anderen Vogel duldete. Sonstigen Personen folgte er nicht, aber auf meinen Ruf kam er sogleich zum Fenster herein, ja, selbst im Garten setzte er sich bei guter Laune manchmal auf meinen Arm und verspeiste den dargebotenen Mehlwurm. Die Nacht brachte er stets in der Kammer zu, und forderte Einlaß, wenn etwa das Fenster nicht auf war. Auch bei sehr regnerischem Wetter suchte er den ganzen Tag dort Schutz und schien sich wenig daraus zu machen, wenn ich ihm manchmal eine längere Zeit den Ausflug verwehrte. Wir glaubten der Paarungstrieb würde dem Spiel ein Ende setzen, dem war aber nicht so, denn Hänschen blieb, was, — sonderbar genug — der lateinische Speciesname bedeutet, ein Hagestolz bis an seinen im September erfolgten Tod, der — wie bei den meisten Stubenvögeln von ähnlicher Manier — in Gestalt der Hauskatze erschien, die unsern Liebling, da leider die Kammerthür zufällig offen stand, über dem Baden erschlich, wo der Durchnäßte nicht rasch genug sich empor schwingen konnte. Noch im Alter gedenke ich seiner gerne, und diese Zeilen seien ihm gewidmet zum Nachruhme, welchen er ebenso gewiß und noch mehr auf solche Weise, als Mancher auf andere Weise, verdient hat.

C. Flemming's Verlag in Glogau.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.